

# Kriegshilfsdienst — Ehrendienst.

Generalarbeitsführer Dr. Decker schreibt:

Die Einführung des Kriegshilfsdienstes der Arbeitsmädchen in der vom Führer befohlenen Form (der „E. V.“) bedeutet gestern über den Erlaß) bedeutet für die Eltern der Kriegshilfsdienstverpflichteten die beruhigende Gewißheit, daß sie ihre Töchter weiter unter der Aufsicht und Betreuung durch den A.M.D. wissen. Für die Arbeitsmädchen aber bedeutet der Kriegshilfsdienst die Fortführung der schönen Lagerkameradschaft mit all ihren vielen kleinen und großen Freuden.

Der Einsatz erfolgt lediglich im Gebiet des Großdeutschen Reiches. Die Einsatzorte sollen möglichst nahe am bisherigen Lager liegen. Die an den Einsatzstellen eingesetzten Kriegshilfsdienstverpflichteten werden in der Regel zu Unterkunftsgruppen zusammengefaßt und gemeinsam untergebracht und versorgt. Jede Unterkunftsgruppe ist einer beaufsichtigenden Dienststelle des A.M.D. unterstellt, die die Kriegshilfsdienstverpflichteten besonders in der Freizeit betreut. Außer freier Unterkunft und Verpflegung erhalten die Kriegshilfsdienstverpflichteten Taschengeld, Bekleidungs- und Sozialversicherung. Sie tragen zu ihrer Zivilkleidung in und außer Dienst das besondere Abzeichen des Kriegshilfsdienstes.

Zunächst sollen durch den Kriegshilfsdienst männliche Arbeitskräfte in Dienststellen der Wehrmacht und bei Behörden sowie wo möglich ersetzt und für einen anderweitigen Kriegseinsatz freigemacht werden. Außer bei Dienststellen der Wehrmacht und der Behörden wird der Kriegshilfsdienst abgeleitet in Krankenhäusern und anderen gesundheitlichen oder sozialen Einrichtungen. Die hierdurch mögliche Entlastung der Ärzte- und Schwesternschaft wird einen wesentlichen Beitrag für die Volksgesundheit bedeuten. Weiterhin ist in Einzelfällen die Möglichkeit gegeben, daß aus dem aktiven Reichsarbeitsdienst ausstehende Mädchen Kriegshilfsdienst in Hilfsbedürftigen, insbesondere Kinderreichen Familien, leisten. Auch dieser Dienst ist von höchster volkspolitischer Bedeutung. Wenn auch zur Zeit Hausgehilfinnen nicht zum Reichsarbeitsdienst herangezogen werden, so ist durch den Erlaß des Führers andererseits die Möglichkeit geschaffen, für besonders hilfsbedürftige kinderreiche Familien neue Hilfskräfte zu gewinnen.

Für den Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend ist der Erlaß des Führers eine ehrenvolle Anerkennung der bisher geleisteten Arbeit. Er wird zur Folge haben, daß die erneut einsetzende notwendige Führerinnenwerbung ein starkes Echo findet, weil die ebenso kriegswichtige wie schöne Aufgabe die tüchtigsten Mädchen anzuziehen wird. Die zum 1. Oktober ausnahmslos im Kriegshilfsdienst weiterdienenden jetzigen Arbeitsmädchen werden das Vertrauen des Führers ebenso rechtfertigen, wie die Soldaten dieses Krieges es gerechtfertigt haben. Denn über den persönlichen Wünschen des einzelnen steht das Wohl des Volkes. Ihm zu dienen soll jeder Arbeitsmädchen die höchste Ehre sein. Auch aus dieser Arbeit wächst der Sieg!

## Die Volkspflegerin.

Jede unter uns Frauen macht wohl auf Herz und Gefühl Anspruch, ganz gleich, ob wir Hausfrau und Mutter sind oder im Beruf stehen. Vielleicht ist es aber gerade im Beruf, in der ständigen Berührung mit einer nicht immer friedfertigen Umwelt am schwersten, das Herz am rechten Fleck zu haben. Und da nötig uns allen ein Frauenberuf große Bewunderung ab, vor allem darum, weil dieser Beruf trotz all seiner kulturellen Aufgaben nur dann reiflos gelöst werden kann, wenn er aus Liebe zum Volke, das heißt aus innerster Berufung heraus gelöst wird. — Das ist der Beruf der Volkspflegerin.

Menschen, die vielleicht nie der Fürsorge oder Hilfe bedürftig haben, wissen kaum, was dieser fraulichste aller Berufe bedeutet. Er läßt sich nicht ohne innere Anteilnahme durch-

führen, er verlangt einen ganzen Menschen, der in sich gefestigt ist und das Leben kennt, der aber auch im Menschen zu lesen versteht und die wirkliche Not und das wahre Leid von Heu- und Ähre zu unterscheiden versteht.

Wie groß ist nun eigentlich das Arbeitsgebiet der Volkspflegerin? Es umfaßt die gesamte Volkspflege, also Familien- und Wohnungsfürsorge, Sorge um Mutter und Kind vor allem, und Haushalthilfe, Jugendhilfe und Jugendberufshilfe. Also in den Händen einer einzelnen Frau liegt das Wohl und Wehe von Familien, die der Volkspflegerin oft schon jahrelang vertraut sind. Sie weiß, wann in diesen Familien Freude herrscht, weil Mutter zur Erholung in die Berge kommt und ein Kind vielleicht dank des Eingreifens des Arztes sein Ohrenleiden ausgeheilt hat, sie weiß, wo der Schuh drückt, wenn das fünfte Kind unterwegs ist und die Mutter Hilfe und Stärkung braucht. Die Volkspflegerin muß

## Helferin in Sand und Sonne.

Brief einer Rotkreuzschwester aus Afrika.

NSR. „Das habe ich nicht geahnt, Mutter, daß es so weit gehen würde, als ich Dir von unserem Aufbruch in Frankreich schrieb! Jetzt bin ich in Afrika. Unfassbar! Nicht weit von S o b r u l stehen unsere Zelte, mitten in der Steinwüste, die kein Haus mehr trägt und weder Baum noch Strauch. Nur ein ausgeblühtes Gras und Gestrüpp wächst hier in stetem Kampf mit dem Sand. Und heiß ist es, Mutter! Da fällt das Arbeiten oft schwer. Und gar erst beim GIBBIL! Aber das Gefühl, ganz vorne zu sein, wiegt das alles auf.“

Ich bin hier als O p e r a t i o n s s c h w e s t e r. Wir arbeiten und wohnen in Zelten mit festem Holzfußboden und doppelten Sonnenjalousien. Wir merken den Unterschied zu den einfachen Zelten, von denen wir auch noch einige als Geräteschuppen haben.

Wenn Du einmal zu unserem Zeltplatz gefahren kämest, würde Dich am „Eingang“, d. h. dort, wo die Wagenpuren (von Weg oder Straße kann keine Rede sein) am Zelt des Doktors ankommen, unser „Wächter“ begrüßen. Er hat zwar nur einen Stangenleib, dafür aber eine Schwimmweste als Brustkorb. Die Gasmaske ersetzt das Gesicht. Hut, Wasserflasche und Brotbeutel vervollständigen seine Ausrüstung. Er zeigt mit dem Gas Schlauch den Weg zum Operationszelt und den Stationszelten.

Ich möchte Dir alles zeigen, weil wir so froh und stolz sind über unsere Tropenausrüstung. Denn wir haben alles mit, was uns die Arbeit in dieser trostlosen Einöde nur irgend erleichtern kann: gute, besonders breite Feldbetten, Moskitoneze, den Wasserpumpen mit Desinfektionsvorrichtung, so daß wir für uns und die umliegenden Truppen jederzeit Trinkwasser herstellen können. Und selbstverständlich unser ganzes bisheriges Inventar, das wir immer mitführen.

Dreimal haben wir in der Zwischenzeit unsere Kisten nun schon aus- und eingepackt. In Rom zuerst. Mutter, das weißt Du ja auch noch nicht. Dort haben wir Bewunderte aus dem Balkan gepflegt. In einem herrlichen Lazarett! O diese Kultur! Wie weit ist sie jetzt. Und noch viel schöner war es auf S i g i l i e n. Wir betamen eine hochherrschaftliche Villazugewiesen, die wir als Lazarett eingerichtet haben. Ein unvorstellig schöner, üppiger Garten gehörte dazu. Unsere Patienten haben wir, so oft es anging, herausgebracht. Kannst Du Dir vorstellen, wie einem zu Mute ist, wenn man die ersten Zitronen und Orangen selbst vom Baum pflückt?

In dieses Döhl kam dann das neue Kommando. Es ging über das Mittelmeer! Tripolis, Syrie, Benghasi, Derna waren die weiteren Stationen. Weißt Du, wie wir Schwestern im Santra, oft im Beiwagen eines Kad gefahren. Einmal auch — aber das Glück war nur kurz — in einem Wohnwagen, den ein Engländer zurückgelassen hatte.

aber noch viel mehr wissen; sie kennt die Grenzen aller materiellen Hilfe und weiß, daß seelische Not oft noch viel schlimmer ist als alle Geldsorgen. Alten häufen sich auf dem Schreibtisch der Volkspflegerin: Menschenwürde stehen in diesen biden Händen. Wie könnte die Volkspflegerin die Kraft aufbringen, all diese Bitten zu erfüllen, wenn sie nicht über einen gesunden Teil Energie verfügen würde und über einen Schuß goldenen Humors, der in mancher schwierigen Lage der beste Bundesgenosse ist.

Man muß eine Stunde im Arbeitszimmer der Volkspflegerin verbracht haben, um zu sehen, mit welchem Vertrauen die Menschen zu ihr kommen, und nicht nur die Frauen und Kinder, auch die Männer, wenn es zu Hause nicht „kappen“ will. Was oft blitzschnelles Eingreifen der Volkspflegerin schon an Unglück verhüten half, ist kaum zu übersehen; darüber hinaus hilft ihre Tätigkeit aber auch zur Gebung des Volkes. Es werden Frohsinn und Glüd, Glaube und Vertrauen in alle Schichten unseres Volkes getragen, und die Volkspflegerin erfüllt eine große Aufgabe, die sie verpflichtet, ihr Bestes zu geben zum Wohle der Gemeinschaft.

In der Eile des Vormarsches haben wir die Stätten der Ausgrabungen, die alten griechischen Theater und Tempel in Kyrene, Barce, Appollonia, natürlich nicht besuchen können. Aber trotzdem habe ich die Cyrenaika lieb gewonnen, auch ihre große Einsamkeit. Wenn wir nachts fuhrten, spannte sich der Himmel wie ein ätherischer Bogen über sie hin, aufsteigend in Benghasi und sinkend in der Dase von Derna. D e n g h a s i sahen wir um die Mittagszeit vor uns am Ende unserer Straße liegen: die weißen Häuser, die Minarette, das Kastell, wie eine Luftspiegelung wunderbar in der Schwelbe gehalten. Als unser Wagen dann aber durch die Kufalypsalen in die Stadt gerollt war, war nichts von dem Märchen geblieben. Bombensplitter und Granaten haben nur wenig Häuser unverfehrt gelassen.

D e r n a aber war zauberhaft. Vom Dachgarten unseres Lazarets sahen wir in der kurzen Dämmerung, oder nachts beim Mondschein, wenn wir auf den Fliegeralarm warteten, über die Scherenschnitte der Palmen wie über ein Märchenreich. In Palmen und Feigen, Granatbäumen und Bananenstauden sind die weißen Häuser gebettet, dicht zusammengebrängt zwischen Meer und Fels.

Leber den Fels hinauf ging unser Weg weiter: vorbei an der alten Arabermauer, die vor Jahrtausenden zum Schutze gegen räuberische Beduinensämme errichtet wurde, in steilen Serpentinien hinauf, um dann in die Wüste zu führen. Immer spärlicher wurden die ergauten Olivenbäume. Sie hörten auf und gaben Sand und Steinen Raum, die nun hier das Bild beherrschten, soweit das Auge reicht. Aber da ist das Meer! Wir haben in jeder Mittagsstunde und sind dann wieder frisch für unsere Arbeit.

Ein Chamäleon haben wir auch. Es sitzt im Eßzelt auf dem Deckenbalken und fängt Fliegen. Aber der Doktor sagt, man könne mit einer Zeitung in einer halben Stunde soviel Fliegen totschlagen, wie unser lieber kleiner „Fliegenfänger“ in 14 Tagen frist. Was machts! Wir haben alle unsere Freude dran.

Die Verwundeten, die wir ja hier nur als Durchgangsstation haben, sind immer wieder überrascht, eine deutsche Schwester zu treffen. Man sieht ihnen an, wie glücklich sie darüber sind. Das macht uns auch so froh! Hin und wieder muß ich auch einmal mitleiden, noch weiter nach vorn, wenn dort eine Schwester gebraucht wird. Das sind meine stärksten Eindrücke gewesen.

Ich, Worte können das nicht sagen, was dieser Einsatz für mich bedeutet. Aber sei gewiß, Mutter, daß ich u n b e s c h r e i b l i c h f r o h bin und dankbar für diesen meinen Platz an unserer großen Front, den ich nach Kräften ausfüllen will.

Ich bin gesund und werde bald wieder schreiben.

Deine Eva.“

## Gestern Abend

37. Fortsetzung

wußten wir noch nichts...

von Christel Broehl-Delhaes

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf

„Es tut mir leid, aber ich muß Sie doch bitten, noch jezt und in dieser Stunde: in welchem Verhältnis standen Sie zu dem Verunglückten?“

Troß tut eine jähe Bewegung. Er hebt die Hand, als wolle er nun alles zusammenschlagen, was sich ihm in den Weg stellt. Sein Gesicht verschließt sich zu einer unzugänglichen Festigkeit.

„Mein Gott“, stößt er zornig hervor, „ist denn hier alles verrückt geworden? Es ist meine Sache, wie ich zu dem Toten stand. Warum wird das in dieser Nacht immer wieder zum Gegenstand von Diskussionen? Lassen Sie mich doch in Frieden! Und, glauben Sie, Sie selber haben in dieser Sache nichts zu tun. Gar nichts! Seine Stimme steigert sich, wächst zu immer stärkerer Erregung. „Meinen Frieden will ich, sonst nichts. Und nun lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!“

Er wendet sich, aber Borchert legt ihm plötzlich die Hand auf den Arm.

„Es geht leider nicht, Herr Doktor Troß, leider. Uns ist das alles sehr verdächtig, meinem Schwiegersohn und mir, Ihre Aufregung, Ihre Ablehnung, Ihre — nun ja, auch Ihre Schweigsamkeit. Was würden Sie sagen, wenn ich von Ihnen dächte, daß Sie dem Unfalltod meines Vettters ein bißchen nachgeholfen hätten? Was würden Sie dazu sagen?“

Troß, schon abgewandt, dreht sich plötzlich voll dem Sprechenden zu. Fassungslos, mit dem Blick eines Menschen, der diesen Satz nicht in sich aufnehmen vermag, der nicht versteht, der nicht begreift, stiert er Borchert an. Seine Zunge ist wie gelähmt, er kann nicht antworten, sein Gesicht ist versteinert. Dann wandert dieser Blick, hilflos, entsetzt, ohne Verständnis, wandert Wellers Gesicht ab, das ohne Bewegung ist, streift die unbewegliche Fläche von Borcherts Zügen, packt Hallmanns Augen an, haftet schließlich bei Luzia, ansetzt, taugt sich fest.

„Das ist eine Gemeinheit“, ächzt er plötzlich, am Ende seiner Kraft. „Das ist das Gemeinste, was man mir im Zusammenhang mit diesen Menschen, die mir schon einmal den Sinn meines Lebens gestohlen haben, antun kann: mich einer solchen Tat für fähig zu halten.“

„Ich kenne Sie leider nicht“, entgegnet der Rechtsanwalt mit verlegender Förmlichkeit, „ich wünsche es aufrichtig, eine

andere Meinung von Ihnen haben zu dürfen. Ich habe sie nicht. Die Schwere, die meine Verwandte ausstieß — und ich habe dafür meinen Schwiegersohn zum Zeugen — deutet darauf hin, daß sich zu Beginn der Katastrophe noch etwas anderes, etwas ganz Persönliches abgespielt hat.“

Weller hat sich gefaßt und seine Besonnenheit zurück erhalten.

„Hallmann“, sagt er, „das hätte ich Ihnen nicht zuge- traut. Na, man kann sich eben täuschen... Und was das andere, das Persönliche, von dem Sie sprechen, Herr Borchert, anbelangt, so dürften dazu wohl Zeugen vorhanden sein, Zeugen, die aussagen können, die vielleicht beweisen können, daß Warny schon tot war, ehe Troß dazu kam.“

„Zeugen“, murmelt Troß verloren, „Zeugen? In diesem Wirrwarr der ersten Viertelstunde? Es waren Leute um mich herum, Leute von der Technischen Nothilfe, von der Feuerwehr, die bis zum Eintreffen des Hilfszuges eingesetzt wurden. Aber wer war es? Wer von den Hunderten, die herbeigeeilt waren von den Höfen, aus den Dörfern, aus der kleinen Stadt Hafren, wer?“

Luzia, die bis dahin steil und kerkengerade zwischen den Männern gestanden hat, dreht sich mit einem Male wie sinnlos um sich selbst. Dann aber sehen die erstaunten Männer tie die Treppe hinabgehen, schnell — wie mit einem sehr sicheren Ziel.

In der Halle kommt ihr einer der Kriminalbeamten entgegen, die ihre Aussage aufgenommen hatten. Fast heiter hält er Luzia an.

„Wissen Sie es schon: auch Doktor Lauterbach ist gefunden.“

Man hat ihn —  
Sie unterbricht seine Rede, die weit ausholen will und den genauen Bericht von der Entstehung des Unglücks geben möchte.

„Danke — es ist ja sehr schön — ich freue mich, daß Sie —“, sie kann sich kaum mehr aufrecht halten, „aber ich brauche jetzt Ihre Hilfe.“

„Gnädige Frau, was in meiner Macht steht —“  
Ungebuldig hebt sie die Hand.

„Bitte“, sagt sie verächtlich, „bitte, ich muß den Mann sprechen, der für die Klärung der verworrenen Dinge haupt- sächlich ist. Dort oben, dort, sehen Sie, die Treppe hinan, wird ein Mensch des Mordes angeklagt. Der ebelfte und an- ständigste Mensch, den es gibt, des Mordes angeklagt. Und ich liebe ihn. Sie müssen mir helfen.“

„Um Himmels willen, Frau Hollern“, er springt zur rechten Zeit hinzu, sie aufzufangen; Luzia ist am Ende ihrer Kräfte.

Luzia schläft, schläft seit Stunden wie eine tote. Vor den

Fenstern steht ein zauberlicher Frühlingstag. Die leise Schwester, die der Professor zu Luzias Betreuung zurück- geschickt hat, öffnet lautlos die Scheiben, und die milde Luft strömt in breiten Flügen in das von matter Helle erfüllte Zimmer. Und mit der Luft kommt der Vogelklang. Er ist so freudig und so voll Jubel, daß er Luzias Ohr erreicht, in ihr Unterbewußtsein dringt, in ihre wirren, unruhigen Träume, in ihre Sinne; sie beginnt, den Kopf hin und her zu werfen, ihre Lider heben sich, die schönen blauen Augen öffnen sich. Der erste Blick trifft die Schwester — mit einem sehr großen Erstaunen. Noch ehe sie fragen kann, legt die stille Frau, die immer bereit ist, zu helfen und zu schweigen, ihre Hand auf die erregten Finger.

„Sie haben tief geschlafen, Frau Hollern. Das wird Ihnen gutgetan haben. Fühlen Sie sich frischer?“

Luzia erinnert sich sofort. Die Nacht, die ungeheure Anstrengung, die Vielfalt der Ereignisse und Anforderungen. Aber die Schwester war doch auch dabei; diese Schwester war es, die den Professor rief, als Ellen Warny verfußt hatte, ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Sie war in der Nähe, als... Hier brechen Luzias Klare und bis dahin logische Gedankengänge ab und verlaufen vergeblich, sich zu sammeln. Ja, und was geschah dann? Ellen Warnys Leben war gerettet, es stand außer Gefahr, und das war gut, es mußte sein, weil Robert Troß — Robert Troß! Da ist die Blicke. Da fehlt etwas in der Abwicklung der Geschehnisse. Irgendwann hat Robert Troß gesagt: „Das ist eine Gemeinheit, eine Gemein- heit ist das! Wie war das nur? Warum kann man sich nicht bestimmen? Warum ist alles so schwer, so dumpf, so drückend? Die Stare lärmten auch zu sehr. Und die Luft, die durch die offenen Fensterflügel strömt, ist unsäglich er-übend. Und dennoch so schön, so warm und freudig.“ (Fortf. folgt.)

Gut rasiert - gut gekammt!  
ROTBART  
KLINGEN